Nr. 352. XIX. Jahrgang. Donnerstag, 28. Dezember 1911.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Verbreitung in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 8897, Expedition Nr. 4571, Verlag Nr. 542.

Anzeigen:
Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 30 Pf., für auswärts 50 Pf., für das Ausland 40 Pf. Stellenanzeigen 40 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1.50 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresumsätzen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühr 20 Pf. Anzeigen von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Anzeigen ist unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen, sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Ausland nehmen Anzeigen zu Originalpreisen und -rabatten an.

Bezugspreis:
In Dresden und Vororten monatlich 60 Pf., vierteljährlich 1.80 Mk. frei Haus, auswärts durch unsre Ausgabestellen monatlich 70 Pf., vierteljährlich 2.10 Mk. frei Haus. Mit der wöchentlichen Beilage „Illustrierte Neueste" oder „Dresdner Fliegende Blätter" je 15 Pf. monatlich mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 90 Pf., vierteljährl. 2.70 Mk.
„ B ohne Illustr. Beilage „ 75 „ „ „ 2.25 „
In Oesterreich-Ungarn:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 1.70 Kr., vierteljährl. 5.10 Kr.
Ausg. B ohne Illustr. Beilage „ 1.53 „ „ „ 4.57 „
Nach dem Auslande in Kreuzbandsendung wöchentlich 1 Mk. Einz. Numm. 10 Pf.

Diese Nummer umfaßt 14 Seiten. Roman siehe Seiten 11 und 12. Vermischtes Seite 9.

Nach dem Feste.

Der Reichskanzler weilt in Hohenfinow — der Staatssekretär des Auswärtigen, der als kaiserliche Weihnachtsgabe die Brillanten zum Roten Adlerorden 1. Klasse erhalten hat, fern im Süden. Drei Tage hintereinander schwieg der Streit, konnte sich jedermann ungestört den stillen, familiären Freuden des Festes hingeben. Ruhe ringsum! Man darf sie auch den deutschen Unterhändlern im Marokkostreit gönnen, ebenso wie Herrn v. Bethmann Hollweg die kaiserliche Vase und Herrn v. Kiderlen-Wächter die Adelsbrillanten. Das ist jedenfalls schon als ein erheblicher Fortschritt gegen früher zu begrüßen, daß ausgezeichnetes Können nicht durch eine Fürsten- und Grafenkrone belohnt worden ist, sondern nur durch verhältnismäßig bescheidene, den tatsächlichen Verdiensten nicht allzu kraß widersprechende Auszeichnungen. Inzwischen hat die französische Deputiertenkammer das Marokkoabkommen mit beträchtlicher Mehrheit angenommen. Nur 36 Stimmen verstanden sich zu einem runden Nein. Aber mit Recht wird in Pariser Blättern den 141 Abgeordneten, die weder ja noch nein sagten, sondern sich der Stimme enthielten, eine besondere Bedeutung beigemessen. Es handelte sich dabei hauptsächlich um solche Abgeordnete, die in der Kammer die lothringischen Grenzdepartements vertreten. Nach dem „Matin" wollten sie durch eine Zustimmung nicht ein „Vergessen der Vergangenheit" bekunden. Aber die „Nordd. Allg. Ztg." fühlt sich bewogen, der Wahrheit die Ehre zu geben und ausdrücklich festzustellen, daß nicht nur bei jenen Gruppen, sondern auch bei vielen andern Mitgliedern der Kammer die (deutschfreundlichen) Ausführungen des sozialistischen Deputierten Jaurès lebhaften Widerspruch hervorgerufen hätten. Indem das Organ des Berliner Auswärtigen Amtes dies hervorhebt, gibt es wohl damit indirekt zu, daß die Hoffnungen des Reichskanzlers in seiner Rede vom 9. November, daß aus dem Marokkoabkommen eine gesunde und gründliche Besserung des deutsch-französischen Verhältnisses erwachsen werde, zu Grabe getragen sind. Die jüngsten französischen Kammerverhandlungen haben vielmehr bewiesen, daß die deutschfeindlichen Gefühle bei unsern westlichen Nachbarn leider sehr an Boden gewonnen haben und daß der Chauvinismus dort gerade unter dem Einfluß der letzten Ereignisse erheblich gewachsen ist. Im Senat, der sich zur gründlichen Prüfung des Marokkoabkommens ebenfalls viel Zeit nimmt, weit mehr als dem deutschen Reichstag zu Gebote stand, und der nicht vor Ende Januar die Entscheidung fällen wird, haben wir kaum auf freundlichere Töne zu rechnen. Wir werden uns wohl oder übel mit der unerfreulichen Tatsache abzufinden haben, daß alle Opfer, die wir gebracht haben, um den marokkanischen Zündstoff zwischen den beiden Nachbarländern aus der Welt zu schaffen, zwar von der großen Mehrheit der Franzosen wie ein schuldiger Tribut angenommen werden, aber nicht den geringsten Einfluß auf die allgemeinen deutsch-französischen Beziehungen ausüben. Die geträumte Annäherung hat sich wieder einmal als eine Täuschung erwiesen. Wann werden wir endlich von der unheilvollen Illusionspolitik zu jener nüchternen Tatsachenpolitik zurückkehren, der das Deutsche Reich unter dem großen Realisten Bismarck seine besten und größten Erfolge zu verdanken hatte?

Mittlerweile haben sich jene Mächte, die keinen Utopien nachjagen, ihre kleinen Weihnachtsgeschenke in Sicherheit gebracht. Der Busen von Solum ist „ohne Zwischenfall" von der türkischen Besatzung der „ägyptischen Armee", will sagen den Engländern, übergeben worden. Frankreich hat sich auf der Oase Djamet an der tripolitanischen Südwestgrenze häuslich niedergelassen. Spanien heimst das ihm von Frankreich und England gnädig abgelassene Stück Nordmarokko ein. Nur Italien muß noch hart um Tripolitanien kämpfen und hat dessen Annexion vorläufig immer nur noch auf dem Papier vollzogen. Der Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz wertet in einem langen, alle Einzelheiten des Feldzuges sorgfältig und unbefangen abwägenden Artikel, den er in der Weihnachtsnummer der „Neuen Freien Presse" veröffentlicht, die bisherigen Erfolge der italienischen Waffen recht gering und sieht die Lage der Türkei nach wie vor sehr hoffnungsvoll an. Die in der italienischen Presse immer lauter werdende ungeduldige Unzufriedenheit scheint seiner Auffassung recht zu geben. Jedenfalls nehmen die Italiener eine recht schlimme Erbschaft in das neue Jahr hinüber und werden noch manche harte Nuß zu knacken haben, ehe sie ihres afrikanischen Besitzes wirklich werden froh werden können.

Wir Deutsche aber nehmen von dem kurzen Weihnachtsfrieden mit dem Bewußtsein Abschied, daß gleich darauf das heiße Ringen der Parteien um die Mandate für den nächsten Reichstag mit vermehrter Leidenschaftlichkeit einsetzen und daß schon der erste Monat des neuen Jahres voraussichtlich auf ein Lustrum hinaus die Entscheidung über den Gang unsrer inneren und teilweise auch äußeren Politik bringen wird. Wie sie ausfallen wird, vermag niemand auch nur mit annähernder Bestimmtheit vorauszusagen. Bei der eigentümlichen Parteigruppierung, die sich diesmal vollzogen hat, sind große Ueberraschungen möglich. Sicher scheint nur das eine zu sein: daß bei einer voraussichtlich starken Wahlbeteiligung wieder die Zahl der Stichwahlen außerordentlich groß sein wird. Und gerade diese sind es, die den deutschen Reichstagswahlen das Gepräge der Unberechenbarkeit verleihen. Auch nach dem Tage der Hauptwahlen, dem 12. Januar, wird man noch kaum ein zutreffendes Bild von der Zusammensetzung des neuen Reichstages sich machen können.

Einbruch in eine Fürstengruft.

Eine politische Leichenschändung.

Privat-Telegramm der Dresdner Neuesten Nachrichten.

id. Wien, 27. Dezember.

Während der Weihnachtsfeiertage wurde auf einem alten, bereits aufgelassenen Friedhofe in einem Wiener Vororte die Gruft erbrochen, in der die Leichen des Elternpaares des jetzigen Königs Peter von Serbien ruhen. Der Sarg von Peters Vater, des Fürsten Alexander Karageorgewitsch, wurde geöffnet und der Schädel von der Leiche abgerissen. Die Leichenräuber haben die Schmuckgegenstände, die mit der Leiche begraben waren, unberührt gelassen. Den Unterkiefer des Schädels haben sie bei der Eile, mit der sie sich entfernten, in der Nähe des Grabes verloren. Es liegt dem Raube offenbar ein politisches Motiv zugrunde. König Peter beabsichtigte, die Särge seiner Eltern demnächst nach Topola in Serbien, dem Stammsitz seiner Familie, überführen zu lassen, wo er eine Gedächtniskirche hatte errichten lassen. Die Ueberführung sollte schon im Januar erfolgen.

Da die Beraubung der Leiche nach den Merkmalen und Indizien als politischer Racheakt bezeichnet wird, ist es klar, daß seine Ursachen und Gründe in der Geschichte Serbiens, und zwar in der Geschichte der beiden feindlichen Dynastien Obrenowitsch und Karageorgewitsch und ihrer Anhänger gesucht werden müssen. Schon der Ahnherr des Geschlechts der Karageorgewitsch, der Karageorg („Schwarzer Georg") hieß, wurde das Opfer eines politischen Verbrechens, als er im Jahre 1816, ein landflüchtiger Mann, aus Rußland nach Serbien zurückkehrte, um sich dort an den Befreiungskriegen wieder zu beteiligen. Er gab sich damals seinem ehemaligen Kampfgenossen Wuitsch zu erkennen, der sofort dem Fürsten Milosch Obrenowitsch Anzeige erstattete. Dieser schrieb darauf lakonisch an Wuitsch: „Schicke seinen Kopf oder den Deinen." Wuitsch ermordete darauf den Karageorgewitsch und sandte den abgehauenen Schädel an Milosch Obrenowitsch, der ihn wieder dem damals noch in der Belgrader Festung residierenden türkischen Pascha schickte. Dieser ließ ihn nach Konstantinopel bringen, wo er monatelang über den Tormauern des alten Serails aufgepflanzt war, bis er eines Nachts von dort gestohlen wurde. So kommt es, daß auch der Leichnam des Vaters des Fürsten Alexander, also des Großvaters des Königs Peter, dessen Gebeine ebenfalls demnächst in die Grabkirche in Topola übergeführt werden sollten, keinen Kopf hat. Die Blutfehde, die durch die Tat des Wuitsch zwischen den Obrenowitsch und Karageorgewitsch entstand, wollte Fürst Michael Obrenowitsch, der Sohn des Fürsten Milosch, schlichten, indem er den zweiten Sohn des Karageorgewitsch, den nachmaligen Fürsten Alexander, zu seinem Generaladjutanten ernannte. Fürst Alexander wurde im Jahre 1806 in Topola als zweiter Sohn des Karageorgewitsch geboren. Bald darauf mußte Karageorgewitsch aus Serbien nach Rußland flüchten. Die Woiwodenfamilie Nenadowitsch stellte sich an die Spitze der Agitation gegen den Fürsten Michael, der im Jahre 1842 vertrieben wurde. Von 1842 bis 1858 war dann Alexander Karageorgewitsch regierender Fürst in Serbien. Nachher sah er sich durch russische Umtriebe gezwungen, aus Serbien zu fliehen. Michael Obrenowitsch wurde wieder Fürst von Serbien und im Jahre 1868 von Anhängern der Familien Karageorgewitsch und Nenadowitsch ermordet. Die serbischen Gerichte verurteilten den Fürsten Alexander Karageorgewitsch in contumaciam zum Tode, das ungarische Gericht in Budapest sprach ihn aber frei; er wohnte die letzten Jahre seines Lebens in Temesvar, wo er auch starb.

Der Vollständigkeit wegen sei hier noch ein gestern in hiesigen serbischen Kreisen zirkulierendes Gerücht verbreitet, das wissen will, daß die Tat von Personen angestiftet worden sei, die die Ermordung des letzten Obrenowitsch und dessen Gattin Draga rächen wollten. Indes liegen bisher keinerlei Anhaltspunkte vor, die dieses Gerücht rechtfertigen würden. Von seiten der Polizei wurden umfassende Maßregeln eingeleitet, um der Täter habhaft zu werden. Wie verlautet, wird eine hohe Prämie auf die Ergreifung der Täter ausgesetzt werden.

Die politische Erziehung unsrer Jugend.

Von Oberamtsrichter Riss (München).

Politische Erziehung ist nicht das gleiche wie staatsbürgerliche Erziehung. In mancher Hinsicht ist sie das Gegenteil davon. So oft die Frage der staatsbürgerlichen Erziehung durch die Schule erörtert wird, kommt die Besorgnis zum Ausdruck, daß damit bezweckt werde, eine bestimmte politische Richtung zu stützen. Diese Besorgnis ist nicht unbegründet; die staatsbürgerliche Erziehung in der Schule kann in einer Weise durchgeführt werden, daß sie zu einer politischen Erziehung wird, indem den leichtempfänglichen und urteilsunfähigen Schülern die Grundsätze einer politischen Partei als unverbrüchliche Wahrheit mitgeteilt werden, die sie in das Leben mit hinausnehmen und deren Unrichtigkeiten zu erkennen ihnen unter allen Umständen schwer, oft genug unmöglich sein wird. Es fragt sich aber doch, ob das die einzige, und noch mehr, ob es die richtige Auffassung der politischen Erziehung ist. Die Tatsache, daß sich bei der Verfolgung politischer Ziele Parteien bilden, deren Bestrebungen oft sehr weit auseinandergehen, darf nicht dazu verleiten, in der Festhaltung und Verteilung dieser Gegensätze das eigentliche Wesen der Politik zu erblicken. Ueber den getrennten und feindlichen Teilen steht doch immer ein größeres Ganzes, und jede Partei muß, wenn ihre Tätigkeit überhaupt als politische angesehen werden soll, die Förderung des Ganzen im Auge behalten. Jede ehrliche politische Arbeit hat das Glück des Volkes zum Ziele, mögen auch die Meinungen darüber, wie dieses Ziel zu erreichen ist, noch so sehr auseinandergehen. Wenn das klar erkannt wird, dann zeigt sich auch die Möglichkeit einer politischen Erziehung, die nicht zur einseitigen Empfehlung der einen oder andern politischen Richtung führt. Sie unterscheidet sich von der staatsbürgerlichen Erziehung nicht dem Wesen nach, sondern steckt nur deren Gebiet weiter, als das in der Regel geschieht.

Eine solche politische Erziehung tut uns bitter not. Mit dem allgemeinen Stimmrecht ist bei uns eine Menge von Menschen zur Mitwirkung an der Staatsleitung, zur Teilnahme an der Macht berufen; werden sie von dieser Befugnis auch immer den rechten Gebrauch machen? Können sie das überhaupt, wenn sie keine Ahnung von den Grenzen dieser Macht und von der Tragweite der einzelnen Machtäußerungen haben?

Für und wider ...

Operettenpremieren im Central- und Residenztheater.

Es war ein recht feminines Christfest, die Dresdner Operettenweihnacht von 1911. Die Frauen, die lieben Frauen: das war das Leitmotiv des Feiertagsevangeliums in der Waisenhaus- wie in der Zirkusstraße. Zwei Operetten über die Frauen — eine für, eine gegen sie. Es gab eine bissige Satire und es gab eine lyrische Apotheose. Ein Anathema und ein Gloria. Und auch — die Rache, die das holde Geschlecht an seinen Karikaturisten nimmt, wie den Segen, mit dem es seine Verherrlicher überschüttet ...

— — — — — — — — — — — — —

Die Satire und das Anathema sind in der Waisenhausstraße zu sehen und zu hören. „Die moderne Eva" heißt die Weihnachtsnovität des Centraltheaters. Sie hat der Väter fünf: die Franzosen Hennequin und Valabrègue, nach deren „Femmes au femmes" Georg Okonkowsky und Alfred Schönfeld das Libretto schrieben, das Jean Gilbert vertonte, der wohlbekannte Komponist der „Polnischen Wirtschaft" und der „Keuschen Susanne". Wer uns daran erinnert, daß der angeblich schwächere Teil der Menschheit seine Existenz mit Frau Eva (der seinerzeit durchaus nicht Schwächeren) begann, der verrät schon die kritische Absicht. So betätigt auch das Librettistenquartett der „Modernen Eva" den Willen zur Ungalanterie, indem ihre Pfeile gegen die Frauen von heute — gegen die Frauen, die am liebsten Männer wären. Das ist eine Operette, gegen die die Verfechterinnen der Gleichberechtigung der Frau Protestversammlungen abhalten werden. Denn es ergeht ihr hier übel, der Frauenemanzipation. Sie wird repräsentiert von Frau Niniche Cascadier, Rechtsanwalt in Paris, und ihren beiden nach ihren „Prinzipien" erzogenen Töchtern. Wie sie die ihnen gehorsamen Vertreter der Gattung Mann (die Suppen kochen und Staub wischen müssen) knechten, und wie sich die Geknechteten dann gegen die feminine Tyrannei vermittelst einiger kräftiger „Seitensprünge" erheben: das ist der Inhalt der Operette, an deren Ende die Mannheit Viktoria schießen darf. Das nicht mit einem Ueberfluß von originellen oder witzigen Einfällen beschwerte Libretto nimmt seine Zuflucht zu grobkörnigem Ulk, der nur erträglich wird durch die Superlative von Tempo und Temperament, mit dem Direktor Gordons kluge Regie ihre Raketen abbrennt.

Wo die derbe Satire die Konturen bestimmt, bleibt für zarte Lyrik weniger Raum. So mußte in Jean Gilberts Musik das „Schmissige" überwiegen. Und er ist der Mann dazu. Wienerische Weichheiten liegen ihm selten — er ist unter den Operettenkomponisten der ausgeprägteste Berliner. Er hat das Talent für schneidige Rhythmen und die Neigung zur Parodie (die freilich Oskar Straus gracieser zu handhaben weiß). So schlagerreich wie die „Polnische Wirtschaft" ist die „Moderne Eva" nicht, aber den Walzer „Liebchen, laß uns tanzen" werden bald die Spatzen pfeifen ...

Die Aufführung war ausgezeichnet. Drei Gäste halfen: Käte Nantha (o Kopenhagen!), eine jenseits des Durchschnitts stehende Sängerin von ungewöhnlicher Eleganz der Erscheinung, Helene Brahms, die als Frau Rechtsanwalt in der brillanten Pointierung ihrer rhetorischen Leistung allen Heroen des Barreaus ebenbürtig war, und Karl Pfann, der allen Besuchern des Metropoltheaters bekannte ausgezeichnete Berliner Tenorist. Oskar Sachs gab dem Gatten der Frau Rechtsanwalt, dem „achtundzwanzig Jahre lang niedergedrückten Zylinder", wieder seine famosen Karikaturlinien, indes Oskar Aigner und Flora Hegner das bekannte „jüngere Paar" mit der bekannten Frische auf die Beine stellten ... Ein besonderes Lob verdienen Ausstattung und Toiletten: war ein Gedicht neben dem andern. Der Erfolg? Es gab Blumen und Kränze, Wiederholungen und Hervorrufe (namentlich des Komponisten, der selbst dirigierte ...

— — — — — — — — — — — — —

Die Apotheose und das Gloria für die lieben Frauen waren im Residenztheater zu sehen und zu hören. Dessen Weihnachtsnovität heißt „Die kleine Freundin". Sie stammt musikalisch von Oskar Straus, textlich von Leo Stein und A. M. Willner. Das ist die Operette für die Frauen. Und das hat sich den Herren autores wohl gelohnt, daß sie den Holden einen Kranz aus den Rosen wanden, die sie immer im Leben flechten. Denn „die kleine Freundin" ist ein Werk von vielen Reizen geworden, das einen großen, stürmischen Erfolg von untrüglicher Herzlichkeit gefunden hat. Und wer noch diesseits der Arterienverkalkung steht, muß warm werden bei dieser Arbeit, die voll ist von Duft und Stimmung. So danken die Musen denen, die ihrem Geschlecht huldigen, während sie es, wie immerhin zu gestehen ist, Jean Gilbert und seinen Mitarbeitern fühlbar nicht ganz verziehen haben, daß sie nicht der weisen Mahnung folgten: „Ehret die Frauen!..."

Den „kleinen Freundinnen" ist hier ein holder Hymnus angestimmt. Den kleinen Freundinnen mit der großen Liebe, den süßen Gefährtinnen junger Jahre, den Intimen-Illegitimen. „Du kannst sie wohl verlassen, vergessen kannst du sie nie." Das Werk setzt mit einer Verlobung ein, zu der der Bräutigam — nicht erscheint, weil ihn eine kleine Blumenmacherin fesselt. Natürlich: Krieg des Papas gegen die „kleine Freundin" des Herrn Sohnes. Wenn im Zentraltheater die Mannheit siegt, gewinnen hier die Frauen die Schlacht. Die kleine Freundin erhält ihrer Liebe verdienten Lohn und darf aus dem Illegitimen ins Legitime wandern, ihren „Fernand" behalten. Resigniert gibt das Alter seine Opposition gegen die süße Jugend auf ...

Die Handlung könnte reicher sein — aber das Buch hat Witz und hat, eine Seltenheit in der Operette von heute, ein schönes, reines Grundgefühl, das die Stimmungen der Jugend mit — honny soit qui mal y pense — fast keuscher Innigkeit durchleuchtet. Dazu gesellt sich die Musik von Oskar Straus, der auch hier wieder in der Feinheit der Arbeit alle seine komponierenden Kollegen von der Operette weit überragt. Das Eisenbahnsextett des Vorspiels, das reizende Lauenlied auf die Pariserinnen, der schmeichelnde Sang von der kleinen Freundin und der kleinen Garçonnière im ersten das parodistische Frühlingsterzett, Louisons Walzerlied „Männer, Männer, Männer" (das in der köstlichen Wiedergabe durch Bini Grabitz eine besondere Dresdner Sehens- und Hörenswürdigkeit ist) und das gleichfalls parodistische „Lehre zurück, alles verzieh'n!" — das sind Stücke von so viel Grazie und Geist, daß sie die neueren Schöpfungen Lehárs, Falls und sicher auch Jean Gilberts weit hinter sich lassen. Wie immer, so darf man freilich auch diesmal die Originalität der Straussschen Einfälle nicht nachprüfen — man braucht es auch nicht, weil die Kultur der Straussschen Arbeit alle Bedenken mit Recht vergessen macht. Unter den Operettennovitäten der Saison ist die „Kleine Freundin" die musikalisch bei weitem wertvollste. Wie auch die Aufführung in der Zirkusstraße die beste ist, die das Residenztheater in dieser Saison herausgebracht hat. Kapellmeister Korolanyi dirigierte, Direktor Witt führte die Regie, an der zunächst die diesmal in jedem Betracht sorgsame und geschmackvolle Ausstattung zu rühmen ist. Wertvoller und eine wirkliche künstlerische Leistung ist, mit welcher Sicherheit durch die ganze Aufführung der Grundton des Werkes, die lenzliche Stimmung, die Verklärung jungen Seins getroffen und festgehalten ist. Man darf es wiederholen: verkalkt muß sein, wer hier nicht warm ward. Bini Grabitz ist schon genannt worden, Grete Brill war ihr eine würdige Partnerin; das Lied von der kleinen Freundin sang sie mit einer Feinheit, die alle Sentimentalität bannte und echte Herzenstöne klingen ließ. Von den Herren sind Karl Sukfüll, Friese und Hellwig als erfolgreiche Träger der männlichen Hauptpartien zu nennen, während die Damen Menzel und Kattner und die Herren Willi Karl, Werner und Heinrich Werk die kleineren Partien ausfüllten. Der Erfolg — das ist schon gesagt worden —, war von großer Herzlichkeit getragen — das Residenztheater hat den großen Schlager der Saison gefunden. Und da er auf ein wirklich künstlerisch zu wertendes Werk und eine auch wirklich künstlerische Aufführung fällt, darf man gratulieren. Es hat sich gelohnt, sich für die Frauen einzusetzen. Sie wissen immer die zu segnen, die ihnen huldigen ...

Kurt Weisse.

Der blaue Vogel.

Uraufführung in deutscher Sprache am Deutschen Volkstheater in Wien am 23. Dezember.

Von unserm id.-Mitarbeiter.

Wien, 24. Dezember.

Maurice Maeterlinck hat eine Menge von Gedanken aufgespeichert über Gott und Natur, über Menschen und Dinge, über Leben und Tod, über Streben und Erreichen, über Entwicklung und Ziel, über Vergangenheit und Zukunft, über Erkennen und Wissen und namentlich über das Glück und die Sehnsucht danach. Er möchte über alles philosophieren und manches satirisieren und diese Gedankensplitter zu Hauf unter die Leute bringen, um sie zu erheben, zu belehren, zu ergötzen. Er will aber zu diesem Behufe kein Buch schreiben, etwa mit dem Titel „Dies und das" oder „Allerlei" oder „Was ich mir denke", sondern er will mit den Leuten unmittelbar reden, um auf sie zu wirken, und in einer Form, daß ihnen die Gedanken nicht zu schwer erscheinen und die Lehrhaftigkeit nicht zu langweilig. Er wählt also die Form des Märchens, und um es noch lustiger zu gestalten, kleidet er es in einen Kindertraum und stellt das ganze dann

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19111228/1